
Buchbesprechung

Rut Brandt, *Freundesland - Erinnerungen*, Hoffmann und Campe, Hamburg 1992, 304 S., 35 DM.

Es liest sich gut, dieses Buch. Man merkt, daß es eine Journalistin geschrieben hat, die gewohnt ist, einfach und verständlich zu formulieren. Man könnte leicht der Versuchung erliegen, sich von dem durchgängig freundlichen Ton einlullen zu lassen, zumal der Band mit seinen 304 Seiten auch nicht besonders umfangreich ist. Also lesen, weglegen und denken: ach wie hübsch?

Es ist ein Buch über das norwegische Arbeitermädchen Rut Hansen, „das vor den Deutschen aus Norwegen flüchtete und später in Deutschland lebte“ - als Rut Brandt. Es ist ein Buch über eine Mutter, die versucht, die nächste Generation zu verstehen und zwischen den Generationen zu vermitteln. Es ist ein Buch über politische (Un)Kultur im Nachkriegsdeutschland und über die Verheerungen, die ein politisches Amt in Menschen und ihren Beziehungen anrichten kann. Es ist ein Buch über Freundschaften, geschrieben von einem Menschen, der sie schließen und halten konnte und kann, und es ist schließlich ein Buch über das Scheitern einer Ehe, das wir alle mit großem Bedauern hingenommen haben.

Das Besondere am Stil dieses Buches ist, daß Rut Brandt weder Pathos noch Rührung aufkommen läßt. Auf ihrer Flucht aus dem von den Nazis besetzten Norwegen verläuft sie sich mit ihrer Schwester, und immer wenn sie denken, jetzt seien sie in Schweden, sind sie noch in Norwegen. Die Flucht gelingt dank der Mithilfe norwegischer Bauern dann doch noch, war aber durchaus keine Heldentat. Sie hätte viel problemloser verlaufen können, hatten sie doch den Weg so gut auswendig gelernt.

In Stockholm, wo sie die Kriegsjahre verbringt, arbeitet Rut Hansen als Journalistin und in der norwegischen Botschaft. Sie lernt Willy Brandt kennen, aber beide sind verheiratet. Sie wird 1946 Witwe. Willy Brandt macht es sich nicht leicht mit der Trennung von seiner Frau Carlota, mit der er eine Tochter hat. In Berlin, wohin sie mit Brandt nach dem Krieg geht, ergibt sich dann Briefkontakt mit Carlota, die ihr schreibt: „Und wenn es nun so gehen mußte, daß Ninja eine ‚Stiefmutter‘ haben sollte, so war mir niemand lieber als Du.“ Wir hielten den Kontakt bis zu ihrem Tod aufrecht. Und Ninja hebte - und liebe - ich, als wäre sie mein eigenes Kind. So kann man es auch machen.

Über ihr Leben in Berlin sagt sie: „Berlin war keine Liebe auf den ersten Blick. Aber ich hatte Respekt vor diesen Berlinern in ihren Ruinen und Kellern bekommen. (...) Sie machten Witze über das, was sie alles nicht bekommen konnten, und über das wenige, das sie erhielten. Sie motzten, aber sie jammerten nicht. (...) Ich mochte sie leiden.“

Drei Kinder bringt Rut zur Welt. Sie trauert, daß sie und ihre Kinder zu wenig von Mann und Vater haben. „Ich hatte einen Journalisten geheiratet, der dabei war, in die Politik zu gehen. Ich wußte, daß weder eine Journalistenfrau noch eine Politikerfrau auf ein stilles, ungestörtes Familienleben rechnen darf. (...) Ich weinte, als Willy Präsident des Abgeordnetenhauses wurde.“

Das wird das Problem ihrer Ehe. Sie bemüht sich zu lernen: „Jetzt mußte ich repräsentieren und nicht nur Ehefrau, Mutter und ich selbst sein.“ Es gelingt ihr oft nur fast. Magengeschwüre, Gastritis sind die Folge dieser Anstrengungen.

Sie leidet unter der üblen Stimmungsmache gegen Willy Brandt, dem in den Wahlkämpfen seine Zeit in Norwegen verzerrt vorgehalten wird. „Aus heutiger Sicht“, schreibt sie, „kann ich nicht verstehen, daß die Sozialdemokraten sie nicht offen beantworteten. Sie wollten die Kampagne totschiweigen, so meinten sie die Gerüchte am besten unterdrücken zu können. (...) Meinten sie, daß eine breite

und offene Debatte über die Rolle der Emigranten in der deutschen Politik zu riskant wäre?“ In ihrem Tagebuch liest sie viel später eine Eintragung aus dieser Zeit, „daß ich niemals in meinem Leben so unglücklich gewesen war. Ich habe mich gefragt, ob diejenigen, die Verleumdung als politische Waffe benutzen, daran denken, was sie den Familien antun, nicht nur, welches Unheil sie anrichten zwischen Mann und Frau, sondern auch zwischen Eltern und Kindern“, sie „gehören zu den dunkelsten Erinnerungen, die ich an das Nachkriegsdeutschland habe.“

Am Ende, wenn man überlegt, was sie uns in ihrer offenen und ungezwungenen Art mitteilt, ist das Buch eben doch nicht nur unterhaltsam. Auf einem Berliner Presseball gewinnt sie ein Auto und lehnt es ab—Rufe kommen: Schiebung etc. —, es zurückzugeben. „Ich aber wußte aus meiner Kindheit, daß man nicht weggeben darf, was man gewonnen hat; dann wird man nie mehr etwas gewinnen.“

Ich könnte seitenlang Begebenheiten, auch hochpolitische, wie die Begegnungen mit Breschnew anführen, in denen sie ungerührt um die Bedeutung ihrer Gesprächspartner den Blick des Arbeitermädchen über sie schweifen läßt und weiß, wes Geistes Kind ihr Gegenüber ist. Doch Schluß. Sonst fange ich noch an über die Melancholie zu sinnieren, die das Buch auch durchzieht.

Anne-Marie Fabian,
Bergheim